



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Briefe, die neueste Litteratur betreffend

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1883?]

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65545](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65545)

Sinleitung.

Während seines dritten Aufenthaltes in Berlin faßte Lessing mit Nicolai den Entschluß, eine Zeitschrift zu gründen, die, „im Gegensatz zu den leichten, partiischen, Komplimente machenden Journalen der Zeit offen und ehrlich die litterarischen Erscheinungen während des Krieges besprechen“ sollte. Nicolai, der sich nach der geschäftlichen Auseinandersetzung mit seinem Bruder (1757) von der Buchhandlung seines 1752 verstorbenen Vaters zurückgezogen und auf die mit Mendelssohn gemeinsame Herausgabe der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ beschränkt hatte, mußte nach dem Tode seines Bruders (1758) in das alte Geschäft eintreten. Dadurch verlor er die freie Muße zu litterarischer Arbeit und die Möglichkeit, sich ferner an der genannten Zeitschrift zu beteiligen. Im November 1758 wurde der Plan zu den Litteraturbriefen gefaßt; Weiße, in dessen Hände die „Bibliothek d. sch. W.“ übergegangen war, sah darin mit einer gewissen Mißstimmung ein Konkurrenzunternehmen. Vierzehn Jahre später berichtete Nicolai, die Veranlassung zu den Litteraturbriefen, die als Wochenblatt allgemeinere Verbreitung finden und dem Verleger ein einträgliches Geschäft sichern sollten, sei eine damals erschienene Schrift gewesen, an der er wie Lessing viel auszusetzen hatten. Dünker (Lessings Leben S. 241) vermutet, daß es die damals gerade in Rostock erschienenen „Vermischten kritischen Briefe“ oder die „Vermischten kritischen und satirischen Briefe“ von Dusch waren, in denen bei Besprechung der „Miß Sara Sampson“ dem Dichter nur der Geist und Witz der Anakreontischen Gedichte, nicht aber der Geist des Theaters zugesprochen wurde. Nun mag Lessing die Gelegenheit zwar gern benützt haben, in einem eigenen Organe dem nicht ungewandten Vielschreiber wirksam entgegenzutreten und ihn als Typus leichtfertiger Schriftstellerei abzufertigen, wie er es im Epigramm gethan hatte:

„Wie Aft und Busch,
So Wittenberg und Dusch.
Wie Rief' und Zweg,
So Dusch und Wittenberg.“

Allein es widerspricht der schriftstellerischen Natur Lessings, von so kleinen Gesichtspunkten auszugehen und sich von fast kleinlichen Rücksichten zu einer Lebensarbeit leiten zu lassen, was doch für jene Jahre eine solche Zeitschrift war. Für einen Nicolai, dem das tiefere Verständnis für Lessings Individualität fehlte, mochte allerdings der Eitelkeitskizel unwiderstehlich sein, sich den Löwenanteil bei der Arbeit an den rasch berühmt gewordenen Litteraturbriefen zuzuschreiben und seinem Mitherausgeber einiges äußerliche Verdienst zu lassen, wie er später in einer Art litterarischer Geschichtsfälschung bewiesen hat, deren wahres Wesen die Zeitgenossen gar nicht erkannt zu haben scheinen.

Für einen Lessing war die Perspektive eine weitere. Wie mächtig wirkte nicht auf ihn jenes imposante Ereignis, welches nach Jahrhunderten wieder ein Nationalbewußtsein in Deutschland — oder doch in Preußen — weckte: der siebenjährige Krieg mit der männlich imposanten Gestalt Friedrichs des Großen! Wie der Heldenkönig, so hatte auch der kühne Kritiker bei allen Zickzackplänkeleien, die der oberflächlichen Betrachtung den Eindruck der Zersplitterung geben, einen wohldurchdachten Kriegsplan vor Augen: sein Feldzug galt allem Undeutschen, allem Unwahren, allem Halben und Haltlosen in der damaligen deutschen Schriftstellerei. Unwillkürlich muß man an jene Fabel denken, in welcher unser Dichter dem mit seinem Nachahmungsgeſchick prahlenden Affen die Worte in den Mund legt: „Und du, nenne mir ein so geringschätziges Tier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen!“ Und dazu die schneidige Moral: „Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?“ Nein! Auch die Litteraturbriefe erklären sich in diesem Sinne deutlich genug! (Vgl. Bd. I, S. 199 und Bd. VIII, S. 5—7 unserer Ausgabe Lessings.)

Dem nationalen Umschwung der deutschen Dichtung mußte eine Umwandlung der deutschen Nation selbst vorausgehen: eine neue gewaltige Zeit, die das morsche, in seinen mittelalterlichen Formen erstarrte, vom dreißigjährigen Kriege niedergeworfene Reich in seinen Grundfesten zerstörte und den deutschen Staat der Zukunft schuf. Diese Zeit erschien in dem Augenblick, als auch unserer Dichtung kein anderes Thema blieb als nationale, erlebte, gegenwärtige Schicksale. — „Nun, eine bewunderungswürdige Person, ein König und Held, der selbst nach dem Urteile des Feindes durch seine Einsicht und Thatkraft wie kein zweiter das Diadem geädelt, steht plötzlich vor den Augen der Welt: er allein gegen eine Welt in Waffen, die seinen Untergang begehrt! Die Tragödie ist da, die gewaltigste, die es gibt: denn der Krieg läßt die Kraft

erscheinen, alles erhebt er zum Ungemeinen, selbst dem Feigen erzeugt er den Mut!" Welche Kontraste und Schicksalswechsel in dem Gange dieses Krieges, in dem Leben dieses Königs! Der Eindruck seiner persönlichen Erhabenheit und Heldenkraft ist mächtiger als die politische Parteistimmung. Wenn man nicht preussisch gesinnt ist, kann man doch 'fritzisch' gesinnt sein! Und Fritz war im Innersten ein deutscher Mann. Seine Bewunderung für Voltaire hat ihn nicht gehindert, bei Gelegenheit einer nichtswürdigen Handlung dem hochgepriesenen Dichter auf französisch die Wahrheit nach deutscher Art zu sagen: „Ich schreibe diesen Brief mit dem derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne zweideutige Ausdrücke und flauere Beschönigungen, welche die Wahrheit entstellen.“ Durch das, was Friedrich war, ein großer Heldenkönig, durch den Eindruck seiner Person und Thaten, hat er der deutschen Litteratur weit mehr genützt, als wenn er sie gepflegt, bezahlt, selbst statt französischer Gedichte deutsche gemacht hätte.“ (Runo Fischer, Lessing als Reform. d. deutschen Litter. Stuttgart, J. G. Cotta. 1881. I. Bd. S. 81 ff.)

Der Ausdruck jener nationalen Stimmung, die Gleim, den „preussischen Grenadier“, zu seinen Siegesliedern begeistert hatte, sind denn auch die Litteraturbriefe: sie verdienen den Ruhm einer nationalen That. „Es weht ein scharfer, frischer Zug in diesen Briefen, wie die Morgenluft eines neuen Litteraturtages, welche den Schläfern und den Trägen unbequem sein mochte. Für unsere deutsche Litteratur war durch sie unverrückbar ein neuer Standpunkt gewonnen,“ wie Richard Gosche in seinen Vorbemerkungen zu denselben sagt.

Nur die während des Krieges erscheinende Litteratur sollte in den Briefen besprochen werden. Man dachte sich einen verwundeten Offizier im Feldlager, der auf diesem Wege von den geistigen Erlebnissen der Kriegszeit Kunde erhalten sollte. Dieser Gedanke ging von Lessing aus. Seinen Freund Kleist, von dem er sich im Mai 1758 in Leipzig getrennt hatte, als er nach Berlin ging und jener ins Feld zog, stellte er sich als Empfänger der litterarischen Berichte vor. „Wie leicht kann Kleist verwundet werden, so sollen die Briefe an ihn gerichtet sein!“ Das waren seine Worte. Und Kleist fiel schon bei Runersdorf, noch im ersten Jahre der Briefe. Wie eng hängen mit jenen Kriegsereignissen nicht nur die Litteraturbriefe, d. h. das kritische, sondern auch das poetische Schaffen Lessings zusammen: Minna von Barnhelm ist das schönste Produkt jener litterarisch angeregten Zeit, und in Tellheim tritt uns die ideale Gestalt Kleists poetisch verherrlicht in neuer Lebenserscheinung

entgegen. Damit erfüllte Lessing in positiver Leistung, was er im siebenzehnten Litteraturbriefe, dem berühmtesten von allen, theoretisch gefordert hatte: ein nationales, von aller fremdländischen Renaissance freies, echt deutsches Drama. Freilich war seine Leistung größer als seine Forderung: statt des Faust, den er als nationales Drama in Aussicht gestellt hatte, gab er dem deutschen Volke eine Dichtung, die sein mußte und die war „wie die schicksalsvolle Zeit selbst und gegenwärtig wie der Tag“.

Lebensvoll und in sich selbst wahr trat die Kritik auf, die Lessing mit den Litteraturbriefen einführte. Sein Standpunkt bestand darin, daß er, wie Danzel sich treffend ausdrückt, „einmal Ernst machte mit den Dingen“. Gegenüber der Zähmheit, mit welcher z. B. Weiße in der „Bibl. d. sch. W.“ auftrat, „fuhr ein heilsamer Schrecken unter das Volk: sie schrieten laut über litterarische Diktatur, aber in der Stille merkten sie sich's, daß nun einer da sei, der ihnen auf den Dienst passe und daß es also auf die alte Weise nicht mehr gehe“, wie Danzel an einem der berühmtesten deutschen Schriftsteller nachweist, „der sothanen Schrecken ein halb Duzend Jahre nicht aus den Gliedern loswerden konnte“.

Lessing beginnt mit der Klage, daß er gegen mehr als hundert Namen verdienstvoller Kriegshelden und gegen tausend kühne Thaten in den großen Kämpfen „nicht ein einziges neues Genie nennen, nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen kann, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten“. Es gilt ihm als erste Bedingung zur Begründung einer deutschen Nationallitteratur, zunächst unerschrocken und klaren Bewußtseins mit den schlechten Vorbildern der unmittelbaren Vergangenheit zu brechen, auf die tüchtigeren älteren Autoren zurückzugehen, den Blick durch Beachtung der besten Erscheinungen in der Weltlitteratur zu erweitern und in allen litterarischen Produktionen einen sittlich festen Standpunkt zu wahren. Diese Grundsätze umschlingen als einheitliches Band seine Erörterung der scheinbar verschiedenartigsten und einander fern liegenden Themata. In diesem Sinne wendet er sich gegen Wielands schwächliches Moralisieren und dessen nationale und ethische Haltlosigkeit, gegen die verknöcherte Einseitigkeit eines Bodmer und gegen die beschränkte Despotie Gottscheds; andererseits weist er auf gute Vorbilder bei den Griechen, bei neueren slavischen Dichtern und den englischen Dramatikern hin. Grundlegend werden die Litteraturbriefe für die Neugestaltung des Dramas.

Wenn Nicolai, der bei den Litteraturbriefen in erster Linie die Rolle des Verlegers spielte, in dem oben erwähnten Berichte sich die Anregung des Unternehmens und die größten Verdienste um

die Förderung desselben zuschreiben wollte, so legt sein eigener Brief an Herder vom 24. Dezember 1768 (zuerst abgedruckt in Herders Lebensbild I, 2, S. 393) Zeugnis gegen ihn selbst ab. Er lautet:

„Lessing war der erste, der die Idee zu diesem Werke hergab. Er wollte auch das meiste machen. Die Schreibart, die jetzt so viele schal nachahmen, war eigentlich die seinige. (Man sehe nur die Vorrede zu Mylius' Schriften. Man sollte schwören, die darin befindlichen Briefe wären aus den Litteraturbriefen gezogen; so ähnlich ist die Schreibart.) Wir andern (Moses und ich und hernach Abbt) nahmen nur die äußere Form und schrieben, jeder seinem eigenen Charakter gemäß. Moses versprach im Anfange nur die philosophischen Briefe zu machen. Ich aber verband mich zu nichts, als, wenn Manuskript fehlen sollte, hin und wieder zur Ausfüllung etwas zu machen; in den ersten Teilen habe ich auch wirklich nicht mehr gethan.

„Lessings Zeichen sind: M. G. M. G. L. D.; den 43. und 44. Brief im 2. Teil hat er auch gemacht. Mit dem 7. Teile hörte er auf, weil er nach Breslau ging, und machte nachher nichts als nach seiner Zurückkunft 1765 im 23. Teil den 332. Brief.

„Moses' Zeichen sind: D. R. M. P. Z. Im 233.—236. Briefe (über Ramlers Ausgabe von Lichtwerts Fabeln) hat er sich M. unterzeichnet. Außerdem sind von ihm: die Uebersetzung der hebräischen Fabeln im 30. Briefe, Fulberti Kulmii Antwort im 192. Briefe, der kleine 258. Brief, T. 16. S. 67, im 19. Teil S. 41 das Orakel.

„Meine Zeichen sind: Re. S. T. Außerdem ist von mir im 1. Teil der 6. Brief, im 7. Teil der 121. Brief, der 192. Brief, ob er gleich mit R. bezeichnet, von S. 191—193, im 276. Briefe das Ende, S. 173—179, im 287. Briefe die Nachricht, T. 19. S. 5—7.

„Als Lessing abging, würden die Briefe bald haben aufhören müssen. Aber durch einen Zufall erhielten wir Abbt. Er schickte mir seinen Tod fürs Vaterland zum Verlag. Moses und ich lasen es im Manuskript durch und beschloßen gleich, diesen Verfasser zu den Briefen einzuladen. Er hat auch bis ans Ende treulich ausgehalten. Er fing im 9. Teile mit dem 148. Briefe an und bezeichnete seine Briefe mit B. und ein einziges Mal in der Beurteilung von Haug mit C. Außerdem ist von ihm die Nachschrift des 277. Briefs (T. 18. S. 23) und die Zweifel (T. 19. S. 8). Von diesen Zweifeln ist zu bemerken, daß sie eigentlich eine Rezension von Spaldings Bestimmung des Menschen sein sollten. Abbt ging es dazumal wie allen Jünglingen, die aufrichtig die Wahrheit suchen: er verfiel auf mancherlei Zweifel. Inzwischen wollte man diese Rezension des vielen Paradoxen wegen als Rezension nicht gern einrücken. Moses, der ungern sahe, daß Abbt auf allerhand

Abwege verfiel (ihr damaliger Briefwechsel ist von dieser Materie voll), beantwortete in seinem nächsten Briefe Abbt's Zweifel in gleicher Laune. Nachdem wir diese Stücke nachher mehrmals durchlasen, so glaubten wir, daß sie auch zusammengenommen einen Nutzen schaffen könnten, wenn sie gedruckt würden. Ich machte daher die Nachricht, worin ich dichtete, als ob mir diese Sache aus Schinznach wäre zugesendet worden.

„Wir wollten alle gern, daß die Briefe bis zum Frieden fortgesetzt würden, und wollten überhaupt gern verschiedene Bücher nachholen, die noch fehlten, z. B. Basedow's Philalethie u. s. w. Aber es war schwer, wieder jemand zu finden, der sich so gut als Abbt zu den ersten Verfassern geschickt hätte. Wir fielen auf Herrn Resewitz, der schon in Berlin unser Freund gewesen war. Seine Zeichen sind: D und Tz. Er fing im 17. T. beim 267. Briefe an. Er konnte sich, die Wahrheit zu sagen, nicht ganz in die Laune der übrigen Verfasser versetzen. Er sprach bedächtiger, aber drückte sich auch weniger konzis und munter aus. Hr. Grillo ist auf folgende Art dazu gekommen, einen kleinen Beitrag zu den Briefen zu liefern. Er machte in den hiesigen Vossischen Zeitungen eine kleine Beurteilung von Willamov's Dithyramben. Sie gefiel uns, und weil eben diese Dithyramben und Steinbrüchels Uebersetzung des Sophokles in den Briefen noch fehlten und keiner von uns sie zu rezensieren Lust hatte, so glaubten wir, er würde sie rezensieren können. Als seine Sachen abgedruckt waren, merkten wir freilich wohl, daß wir uns betrogen hatten und daß er eher einen flüchtigen Zeitungsaußsatz als eine ausführliche Beurteilung machen konnte. Aber es war einmal geschehen, und man mußte es mit unterlaufen lassen. Er hat im 20. T. den 302. und 303. Brief, im 21. den 304.—310. Brief, mit ** bezeichnet, und im 22. den 316. Brief gemacht.

„Von Herrn Sulzer ist der 78. Brief unter seinem Namen und der 193. Brief, mit *** bezeichnet.

„Uebrigens sind in Moses', Abbt's und meinen Arbeiten vielfältig Stellen von einem in des andern Arbeit eingerückt oder verbessert worden. An zwei Orten ist es angezeigt. Nämlich der 204. und 205. Brief ist Bf. unterzeichnet, weil die Hauptanlage von Abbt, und von mir vieles hinzugethan worden, und der 206. Db., weil die Hauptanlage von Moses und wenig von Abbt ist.“

Was man auch über die Litteraturbriefe sagen mag, so viel ist gewiß, daß auch auf sie Herders abschließendes Urtheil über Lessings gesamte litterarische Thätigkeit paßt: „Lessings Stücke, vom Epigramm und Liebe bis zu seiner Minna und Emilia, Philotas und Nathan, jede Fabel und Parabel, ja ich möchte sagen, jedes Urtheil

und Fragment dieses scharfsinnigen Weisen hat Form und ist Form, auch wo er vielleicht irrt, auch wo er nur lernte." (Zur schönen Litt. u. Kunst. VII. Tübingen, Cotta. 1806. S. 397 f.)

Um die Herstellung eines zuverlässigen Textes der Litteraturbriefe hat sich Redlich das größte Verdienst erworben. Seiner Arbeit verdanken wir den ersten zuverlässigen Druck.

Eine gute Analyse der Litteraturbriefe bietet Dünker in „Lessings Leben“ (Leipzig, Wartig, 1882, Seite 240 ff., 251 ff., 265 ff. u. f. w.), ebenso Strodtmann-Sime in „G. E. Lessing“ (Berlin A. Hofmann u. Co., 1878, S. 113—125); besonders beachtenswert aber ist Danzel in „G. E. Lessing“. 2. Aufl. von M. v. Maltzahn und R. Vögberger. I. Bd. Berlin, Theodor Hofmann, 1880. S. 371 ff. Die Originalkritiken, in denen sich die Stimmung der Zeitgenossen über die Litteraturbriefe ausdrückt, teilt der gewissenhafte Julius W. Braun in dem Werke mit: „Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen.“ (Berlin, Friedrich Stahn, 1884. I. Bd. S. 88 ff., 98 ff., 122 ff., 164.)

Hugo Göring.